

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 19

Artikel: Der Maholzibuku
Autor: Schips, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671289>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



«Strengen Sie Ihre Gehirnzellen nicht unnötig an, sich diesen Namen zu merken», sagte der grauköpfige Seebär in der düsteren Hafenkneipe von Marseille zu mir. «Bestellen Sie lieber noch eine weitere Runde Absinth.»

«Geht in Ordnung, Käpt'n — aber nun spinnen Sie dafür Ihr Garn. Soviel ich erfahren habe, dampften Sie als Kapitän eines französischen Frachters um die ganze Erdkugel und verloren auf der letzten Heimfahrt im Zusammenhang mit diesen — diesem Maholzibuhu unter dramatischen Umständen Ihr Bein?»

«Ganz richtig, wegen dem verdammten Maholzibuku! — Ich lag damals in dem chilenischen Hafen Puertas vor Anker — ich allein, nicht mein Schiff. Wieso ich Puertas anlief statt Hongkong, ist mir heute noch schleierhaft. Kurz und gut, in Puertas erreichte mich ein lakonisches Telegramm der Schiffahrtsgesellschaft — die Telegraphenstation war das einzige, was in jenem gesegneten Hafen zeitweise richtig funktionierte. „Fristlos entlassen.“ Das heisst, ich hätte auf meinem eigenen Schiff unter dem Befehl des bisherigen ersten Offiziers als Passagier nach Marseille zurückgondeln dürfen. Aber das wollte ich um so weniger, als ich sicher war, dass mich just dieser erste Offizier auf funktelegraphischem Weg bei der Gesellschaft denunziert und behauptet hatte, nicht schwere Stürme, sondern die Besoffenheit des Kapitäns sei schuld gewesen, dass das Schiff statt in Hongkong in Puertas landete. Reine Lüge — das brauche ich wohl nicht besonders zu betonen. Eh bien, aber das hinderte nicht, dass ich in Puertas vor Anker lag. Hatte man mich schon wegen Saufens entlassen — gut, dann wollte ich wenigstens nachträglich den Grund rechtfertigen.

Aber mein Geld war unter diesen Umständen bald aufgebraucht, und kein anständiges Schiff liess sich in Puertas blicken. Der einzige Weisse ausser mir war der Hafenkommandant, der zugleich als Hafenarzt und Steuereinzieher amtete; ein Spanier, dem wegen irgendeiner Messerstecherei der Boden im schönen Madrid zu heiß geworden war.

„Amigito“, sagte er eines Tages zu mir, „in Kürze

trifft ein britischer Frachter hier ein, dessen Kapitän vor einer Woche gestorben ist. Die Schiffahrtsgesellschaft hat telegraphiert, ob wir in Puertas einen Mann mit dem Kapitäns-Brevet aufstreiben können, der den Kahn nach Liverpool zu steuern imstande ist.«

„Her mit dem Kahn“, sagte ich.

„Das Schiff ist bereits hier, aber ich habe ihm die Einfahrt in den Hafen verweigert!“ erklärte er. „Komm und schau.“ Und er führte mich an das Fenster der Kantine. Da sah ich einen verlotterten Frachter, der etwa dreihundert Meter von der Mole entfernt vor Anker lag. Vom Hauptmast wehte ausser der Flagge der englische Handelsmarine noch ein gelber Wimpel. Die Pestflagge!

„Hast du vielleicht die Queen Mary erwartet?“ sagte der Hafenkommandant. „Den Vorschuss für dich habe ich bereits einkassiert. Oh, nur lumpige sechzig Dollars — und die bist du mir schuldig, denn ich bin beim Wirt dieser Kneipe für dich gutgestanden. Also keine Geschichten, hijo, sonst lasse ich dich von den Gefängniswanzen fressen.“

Natürlich hatte er recht, sowohl moralisch wie in Anbetracht seiner Funktion als Hafengewaltiger. Auch hatte er recht als Hafenarzt, als er mich zwanzig Yards vom Schiff entfernt durch zwei stämmige Peons aus der Zollbarkasse kurzerhand ins Wasser werfen liess. Die Haifische wollen schliesslich auch gefüttert sein.

Aber der Frachter liess sofort ein Boot herunter, das mich auffischte. Als ich an Deck geklettert war, trat der hünenhaft gebaute erste Offizier, schlaksig aber respektvoll auf mich zu und streckte mir treuerzig seine rotbehaarte Pranke hin. „Sie können sie ruhig nehmen, Käpt'n“, sagte er. „Ich bin noch gesund. Die Kajüte des Alten ist für Sie hergerichtet. Uebrigens handelt es sich nicht wirklich um die Pest, sondern um einen ganz kuriosen Koller, der aber nur die Farbigen unter der Mannschaft befallen hat. Galoppierende Gehirnerweichung — nun, Sie werden es ja erleben.“

„Wie viele Farbige zählt die Mannschaft?“ fragte ich.

„Ausser mir nur Farbige“, antwortete er seelenruhig. „Mein Name ist Nielson und ich bin eigent-

lich ein Norweger, aber naturalisierter Engländer. Die übrigen Weissen sind auf der verfluchten Insel zurückgeblieben. Ay — Sie müssen wissen, dass das Unheil uns betroffen hat, als wir bei einer auf keiner Karte verzeichneten Insel des malayischen Archipels vor Anker gingen. Für mich steht fest, dass unsere Leute den Maholzibuku, die Gottheit jener Insel, beleidigt haben, indem sie sein Standbild aus dem Tempel raubten und an Bord schleppten. Aus Rache dafür haben uns die Ein geborenen wahrscheinlich irgendeine teuflische Substanz in unser dort erneuertes Trinkwasser geschmuggelt, die unsren Leuten das Gehirn zerfrass. Man beleidigt nicht ungestraft eine Gottheit wie den Maholzibuku.' Mit den Griffen zweier riesiger Colts spielend, die aus seinen beiden Hosentaschen herausragten, fügte er hinzu: „Zum Glück habe ich alle Feuerwaffen in meine Kabine einschliessen können. Keine Gefahr also, Käpt'n, solange Nielsson wacht. — Ja, die Mannschaft wurde also verrückt und schnitt allen Weissen die Gurgel durch — nur mir nicht. Seien Sie auf der Hut und behandeln Sie den Maholzibuku respektvoll. Und was das Wasser betrifft, — da empfehle ich Ihnen, es zu halten wie ich und nur Whisky zu trinken.“

Wenn es mir meine Würde nicht verboten hätte, wäre ich dem wackeren Norweger um den Hals gefallen.

Mit der bunt gemischten Mannschaft schlimmsten Kalibers vermied ich in der Folge wohlweislich jede direkte Berührung. Indessen konnte ich nicht verhindern, dass die Matrosen jeden Abend ein scheusslich bemaltes Götzenbild auf Achterdeck schleppten und davor eine Art von Andacht hielten, bei der Mundharmonikas und Rhumflaschen die Hauptrolle spielten. Mit gezogenen Messern tobten sie in ekstatischen Tänzen um den Maholzibuku herum, und ihre scheuen, aber hasserfüllten Blicke, mit denen sie gelegentlich nach der Kommandobrücke hinaufschielten, auf der der unerschütterliche Nielsson stand und seine Colts unmissverständlich auf die Horde gerichtet hielt, verratenen deutlich, dass sie sich und uns zur grösseren Ehre ihres Maholzibuku am liebsten die Kehlen durchgeschnitten hätten.

Aber schliesslich nahm auch diese Höllenfahrt mit einem Schiff voller Verrückter ein Ende. Die Sanitätskommission von Liverpool befahl uns angesichts der gelben Flagge durchs Megaphon, in einer Meile vom Hafen entfernt vor Anker zu gehen.

Kurz darauf kam der Hafenarzt an Bord, liess

sich von mir informieren und untersuchte daraufhin unter allen erdenklichen Vorsichtsmassnahmen die Mannschaft. Als er zu mir und zu Nielsson in die Kajüte zurückkehrte, erklärte er: „Das Schiff bleibt heute nacht noch unter Quarantäne und fährt erst morgen früh in den Hafen ein. Good evening, Capt'n, sehen Sie sich vor!“ Damit verliess er uns, nachdem er noch alle Feuerwaffen hatte beschlagnahmen lassen, eine Massnahme, die Nielsson zwar ein Knurren entlockte, der gegenüber aber genau so machtlos war wie ich.

An jenem letzten Abend ging der Spektakel an Bord schlummer denn je los. Nielsson stand mit verkrampften Gesichtszügen wie immer neben mir auf der Kommandobrücke und starre auf das Götzenbild hinunter. Und erstmals hielt er seine Colts nicht auf die Matrosen angeschlagen.

„Was für ein Tohuwabohu!“ sagte ich endlich. „Mich wundert, ob nicht doch noch Blut fliesst — bei diesen Idioten ist alles möglich.“

„Und ob es Idioten sind!“ brummte Nielsson. „Beten dieses lächerliche Götzenbild an, während ich in Fleisch und Blut auf der Kommandobrücke stehe. Denn der Maholzibuku — das bin ich.“ Dann richtete er seine blutunterlaufenen Augen auf mich. „Aber wie ich im Verlaufe der Reise gesehen habe, bist du der einzige, der dem Maholzibuku nicht den schuldigen Respekt bezeugt hat!“

Und er holte mit einem Beil, das er hinter dem Rücken verborgen gehalten hatte, zu einem furchtbaren Schlag gegen mich aus. Wenn ich nicht zurückgesprungen wäre, hätte er mir den Schädel gespalten — so fuhr der Hieb in mein armes Bein.

Durch den Blutverlust wurde ich ohnmächtig», schloss der Kapitän und trank den Rest seines Absinths. «So sah ich nicht mehr, wie die Mannschaft die Kommandobrücke erstürmte und Nielsson überwältigte. Als ich im Spital erwachte, beugte sich der Hafenarzt über mich. Er erzählte mir, dass der Norweger im Irrenhaus sei. Auf jener Insel im Malayischen Archipel hatte er einen Sonnenstich erlitten, sich in einem Wahnsinnsanfall mit Maholzibuku identifiziert und den Kapitänen sowie die beiden andern Weissen an Bord umgebracht, da sie sich geweigert hatten, den Kult mitzumachen. In der Folge hatte Nielsson die Mannschaft unter der Bedrohung durch seine Revolver allabendlich zum Götzendienst vor dem Maholzibuku gezwungen. Was sagen Sie zu der Geschichte?»

«Dass sie eine Runde Absinth wert war», antwortete ich.
Martin Schips.